

Peter Donat, Die Mecklenburg – eine Hauptburg der Obodriten. Mit Beiträgen von S. Gustavs, M. Jählig, E. Lange, H.-H. Müller und N. Benecke. Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 37. Akademie-Verlag, Berlin 1984. 187 Seiten, 12 Tafeln, zahlreiche Abbildungen und 8 Beilagen.

Dieses für die mitteleuropäische archäologische Slawenforschung bemerkenswerte Buch gründet sich auf zwei unterschiedliche archäologische Arbeitsweisen, nämlich Ausgrabungen und Oberflächenabsammlungen. Gleichzeitig ist es ein treffliches Beispiel, wie man mit gezieltem, aber räumlich und zeitlich begrenzten Aufwand im Gelände (1967–1971) weiterausgreifende Fragestellungen mit einer soliden archäologischen Basis versehen kann. Erfasst wurden durch einen einzigen Schnitt die Abfolge der Wehranlage und deren Einbindung in die Siedlungsfläche der Burg, ferner die Vorburgesiedlung, mehrere Siedlungsstellen und zwei Gräber in der ein wenig weiter entfernten heutigen Dorfgemarkung Mecklenburg.

Zwei historische Retrospektiven heben den untersuchten Platz für den Leser aus der Fülle anonymer slawischer, befestigter und unbefestigter Wohnplätze heraus. Einmal der Umstand, daß das bis 1918 regierende Herrscherhaus spätestens mit dem 12. Jahrhundert seinen Namen von diesem Platz herleitete und ihn seit dem hohen Mittelalter bis zur Mitte unseres Jahrhunderts dem großflächigen politischen Gebilde Mecklenburg verlieh, welches auch nach 1952 noch etwas mehr als nur ein mundartlich-geographischer Begriff geblieben ist. Zum anderen die Tatsache, daß u. a. auch hier der 808/809 genannte Handelsort Reric vermutet wurde (und wird), den der Dänenkönig Göttrik zerstörte, und dessen Kaufleute er nach „Sliesthorp“ überführte. Wichtiger ist die Bedeutung dieses Platzes für die slawische Geschichte Deutschlands. Adam von Bremen und Helmold von Bosau lassen die politischen und die kultischen Kräfte erkennen, die sich in der Mecklenburg bündelten. So wäre hier auch eine Zusammenstellung der auf die Mecklenburg beziehbaren schriftlichen Quellen an einer Stelle dienlich gewesen. Angesichts der ¹⁴C- und der dendrochronologischen Daten hätte die Möglichkeit einer umfassenden Synopse aller Faktoren in einer Tabelle die Lesbarkeit, namentlich für Historiker, erleichtert.

Der Verf. handelt alle wichtigen historisch-topographischen und archäologischen Fakten ab und läßt die für die Archäologie wichtigen naturwissenschaftlichen Beiträge der Dendrochronologie, der Paläoethnobotanik und der Tieranatomie (einschl. der Fischreste) folgen. Die vier Grabungs- bzw. Untersuchungsbereiche a) Wall, b) Innenbesiedlung in acht (archäologisch gesicherten) Phasen, c) Vorburgesiedlung und d) Dorf Mecklenburg werden gemeinsam vorgelegt, wobei die „nachrangige“ Behandlung der zahlreichsten und auch hier für die Kennzeichnung einer historischen Abfolge der Siedlungsvorgänge noch immer wichtigsten Fundgruppe, der Keramik, im ersten Augenblick etwas irritiert. Es gilt doch nur, zwischen wissenschaftlicher und materieller Bedeutung von Fundgruppen zu unterscheiden und sich zu entscheiden. Und da hält in der Mecklenburg auch die Keramik (im einzelnen und im Verbund) mit Abstand die Spitze. Das zeigt das auswertende Kapitel „Chronologie“ (S. 97 ff.), in dem ¹⁴C-Daten zwischen 480 und 1125 im Prinzip auch nach Meinung des Autors nur sehr vorsichtig verwendet werden können. Sie werden kritisch mit den wenigen nichtkeramischen Funden und dem historisch überlieferten und interpretierten Datum von 1256 verbunden. Die Dendrochronologie ist da sicherer und deshalb erfolgt die zeitliche Zuweisung der Siedlungsphasen der Burg A–G durch sie; wenn auch die absoluten Werte ganz richtig „nichts anderes als orientierende Werte“ (S. 100) darstellen. Damit wird der Keramiksichtung nichts von ihrem hohen Wert genommen. Diese Tatsache gleichsam überholend, sei eine kurze Abweichung erlaubt. J. Herrmann verwertete in seinem Beitrag „Der Luitizenaufstand 983. Zu den geschichtlichen Voraussetzungen und den historischen Wirkungen“ (Zeitschr. Arch. 18, 1984, 9–17) die zahlreichen Dendrodaten, die im letzten

Jahrzehnt in Schleswig-Holstein und im Norden der DDR gewonnen wurden, in einer Kombination mit historisch belegten Daten (ebd. Abb. 2). Dabei wird besonders die Siedlung Groß Raden hervorgehoben. Nicht alle Daten lassen sich mit überlieferten Ereignissen auch inhaltlich verbinden. Das sollte nicht übersehen werden und beweist die Selbständigkeit des jeweiligen dendrochronologisch gesicherten „Ereignisses“, zu dem die historische Bestätigung fehlt und/oder nur freibleibend erschlossen werden kann, weil wir die inhaltliche Breiten-, Tiefen- und Zeitwirkung dieser oft sehr genauen Zeitmarke nicht erkennen können. So bestechend solche Kombinationen auch für Groß Raden im Verhältnis zu „bedeutenden“, d. h. den Zeitgenossen bedeutend erscheinenden und unserer Gegenwart außerdem überlieferten Ereignissen sein mögen: Für die dort Abb. 2 aufgeführte Mecklenburg bleibt es nur bei zwei leidlich sicheren Daten, nämlich „um 680“ und „um 805 – 835“, die Herrmann mit dem viel genaueren Alt-Lübeck-Datum „817/819“ optisch parallelisiert. Dieses Datum ist in Alt Lübeck primär in der Befestigung gewonnen. In der Mecklenburg stammt es primär aus einem Haus, und wird von dort in die Befestigung übertragen. Ist das noch eine Gleichheit? Da beide Orte nur eine Tagesreise zur See, in der Luftlinie aber nur etwa 50 km auseinanderliegen, könnte man hier schon an Zusammenhänge denken, von denen beide Orte gleichzeitig betroffen wurden. Aber dann müßten die Dendrodaten in der Mecklenburg genauer sein. Sie erlauben sicherer als ¹⁴C-Daten einzelne Phasen präziser festzulegen und dazwischenliegende Phasen zuverlässiger nach Dauer und absolutem Zeitansatz zu interpolieren (was eine *Contradictio in adiecto* sein mag), aber uns zuverlässiger als bisher die Fragestellung „ständig repariertes Intakt-Sein einer Wehranlage“ oder „Aufgabe der Befestigung und der Siedlung bzw. Fortführung der Besiedlung und der Verzicht auf eine Sicherung durch eine Befestigung“ präzisieren und auch beantworten hilft. So denkt Donat an einen 120jährigen Abstand zwischen Errichtung und Zerstörung für die Burg B. Das wäre dasselbe wie eine nicht unterbrochene „Lebensdauer“?

Die Tatsache, daß in der Mecklenburg die reiche Schichtenfolge der Innenbebauung mit mindestens 7 Wallbauten bzw. Zerstörungsschichten in einem Profil kontrolliert und damit zugewiesen werden können, heben diese Grabungen unter vielen anderen eindeutig heraus. Die archäologische Datierung der Wallphasen (Burg A – G) erfolgt im wesentlichen über die Keramik in den Phasen A – G. Der notwendigen Zusammenfassung mehrerer „Schichten“ wegen der geringen Gesamtzahl der Randscherben (655 Stück) ist zuzustimmen. Der Bereich Schicht 37 – 17 ist dem Zeitbereich Sukow, Feldberg und Menkendorf, und auch in dieser Abfolge, zuzuweisen. Fresendorf und Woldegk sind nur vereinzelt zu finden. Der Autor nennt Sukow „Gruppe I“. Menkendorf wird in 3 Gruppen, nämlich „II – IV“ aufgeteilt. „Gruppe V“ schließlich ist die Feldberger Gruppe. Alle Gruppen haben Varianten, so daß am Ende 20 Varianten zur Verfügung stehen, die Stempelverzierung nicht gerechnet.

Man kann diese Befunde mit den ältesten von Alt Lübeck und von Oldenburg/Holstein recht gut vergleichen (Alt Lübeck: H. H. Andersen, Neue Grabungsergebnisse 1977 zur Besiedlung und Bebauung im Innern des slawischen Burgwalles Alt Lübeck. In: Lübecker Schr. Arch. Kulturgesch. 3 [1980] 39 – 50. – Ders., Das Südwesttor von Alt Lübeck. Ebd. 9 [1984] 25 – 35. – W. Hübener, Die Ausgrabungen im slawischen Burgwall Alt Lübeck 1949. Ebd. 3 [1980] 13 – 37. – T. Kempke, Frühslawische Keramik aus Alt Lübeck. Ebd. 7 – 11. – Ders., Alt Lübeck: Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1947 – 50. Teil 1: Die Burgmitte. Ebd. 9 [1984] 9 – 23). Es fällt mir dabei auf, daß alle Autoren anfangs durchaus den Begriff Sukow verwenden, ihn später aber zugunsten (?) „unverzierter Ränder“ aufzugeben scheinen. Hinter ihnen können sich also ebensogut Teile von Sukow wie auch von Menkendorf verbergen. Auch in Oldenburg/Holstein ist die Lage ähnlich. Dort verbirgt sich Sukow, unverziertes Menkendorf und unverziertes Feldberg hinter der „Gruppe U“ (T. Kempke, Starigard/Oldenburg, Hauptburg der Slawen in Wagrien II. Die Keramik des

8. – 12. Jahrhunderts. Offa-Bücher 53 [1984] 38f.; 59 – 69). Das verzierte Menkendorf und das verzierte Feldberg sind dort als „Kammstrichware“ geführt (ebd. 40 – 45; 61 – 66). Das bedeutet einen Bruch mit der Schuldschen Terminologie und nicht in jedem Falle eine direkte Vergleichbarkeit mit den von Kempke erarbeiteten Kriterien. Im groben läßt sich sagen, daß Alt Lübecks älteste Schicht Oldenburgs Horizont 1 (und schwächer 2) und den Schichten 36 – 30 (A – C₁) der Mecklenburg entsprechen dürfte.

Spätestens in der Mecklenburger Schicht 30 ist verziertes Menkendorf voll vertreten und geht unter Verschiebung der Mengenanteile der einzelnen Gruppen zugunsten der Gruppe IV bis zur Phase F (Schichtenverband 19 – 16). Dieses Bild findet sich wiederum in Oldenburg angedeutet (ebd. 104, Tab. 14 [Gefäßprofil kurzschultrig]). Diese Zeit wird in Oldenburg im Horizont 3 und 4 erreicht, der dort (grob) „um 1000“ enden soll. In Alt Lübeck fand kürzlich H. H. Andersen bei der Nachgrabung im Südwesttorbereich ein nur begrenztes, aber außerordentlich aussagekräftiges Schichtenpaket, das zum ersten Mal in Alt Lübeck eine Differenzierung der „Menkendorfzeit“ stratigraphisch erlaubt (H. H. Andersen a. a. O. 9 [1984] 31f. Tab. 1; Abb. 27; Taf. 11). Es mag hier eingefügt werden, daß 1982 – 1985 in Klein Gladebrügge bei Bad Segeberg, unmittelbar östlich der Trave, auf einer Kuppe der Innenraum eines slawischen Burgwalles, außer in der Oldenburg/Holstein, so weitflächig wie noch nie in Holstein aufgedeckt wurde. Er enthält ausschließlich Menkendorfer Ware (etwa 10000 Scherben bis 1985)! Ein Dendrodatum (D. Eckstein, Hamburg) für die Wehranlage deutet bisher auf die Zeit „um 900“ (J. Kühl, Eine neue Burg an der Trave? In: Heimatkundl. Jahrb. Kreis Segeberg 1984, 21 – 37). Dieser Befund wird ein weiterer Prüfstein für den Formen- und Verzierungsablauf bzw. ein kurzfristiges Spektrum der nach heutiger Sicht doch etwa 200 Jahre umfassenden Menkendorfer Ware in Wagrien werden.

Daß das Einteilungsprinzip der alt- und mittelslawischen Ware aufgrund der Stratigraphie der Burgen A – F gesichert ist, beweisen nicht nur die Dendroproben, sondern auch die grundsätzlich relative Datierbarkeit von Siedlungsgruben aus der Vorbürgsiedlung (S. 82ff.) an diesem Parameter. Der Autor hat diese Befunde in der Abb. 46 nach dem gleichen Prinzip wie bei der Schichtenfolge der Burg gereiht. Relative Quantitäten und die Qualitäten wiederholen sich dort und lassen, trotz fehlender Dendrodatierungsmöglichkeit in der Vorburg, eine Parallelisierung mit Burg A – F zu, ohne damit die einzelnen Grubenhinhalte zu eng an die Burgstraten zu koppeln. Mehr geben die Fundumstände methodisch auch nicht her. Der Autor widmet zwei wichtigen Kennungen der altslawischen Ware, nämlich der unterschiedlichen Auffassung zwischen den Definitionen für Sukow, Feldberg, Prag und Menkendorf, wie dem Problem der Stempelkeramik, lesenswerte Passagen (S. 83 und 87ff.).

Die jungslawischen Schichtenpakete lassen sich in der Mecklenburg nicht dendrochronologisch datieren. Dafür hat die gut ausgebildete Stratigraphie erstmals eine sowohl quantitative wie qualitative, vor allem aber typenkundliche Einsicht über den allmählichen Ablauf eines breiten Formenspektrums verschafft. Dieses zeigt, was sich hier alles hinter den sehr umfassenden Begriffen Vipperow und Teterow verbergen kann. Ein großer Teil der schon von Schuldt 1956 herausgearbeiteten typologischen Reihen der Vipperower Gruppe erhält in der Mecklenburg eine stratigraphische Absicherung mit schwankender quantitativer Sicherheit. Dabei wird ein betonter Differenzierungsansatz verdeckt, nämlich die Wirksamkeit lokal gebundener Tonwarenunterschiede nicht nur quantitativer, sondern auch streng formaler Art. So, wie es in Alt Lübeck Varianten gibt, die sich nicht oder für die geforderten feineren Unterschiede nur ziemlich nutzlos und approximativ in eine von Ostholstein bis zur Odermündung gleich (un)verbindliche „Reihe“ ordnen lassen, sondern eine typische lokale Kennung tragen, wäre zu fragen, ob sich so etwas auch in der Mecklenburg noch herausheben läßt. Eine Forderung, die nach wie vor auch an das reiche Wolliner

Material gerichtet werden muß und auch für die Befunde in Oldenburg/Holstein und Berlin-Spandau gelten sollte. Das generelle Nebeneinandergehen von Vipperow mit Teterow, wenn auch in viel schwächerer Ausprägung, entspricht der Stratigraphie von Alt Lübeck ebenso wie dem stratigraphischen Verhältnis dieser beiden großen Gruppen zur Bobziner Gruppe (S. 92, Abb. 54). Daraus ergibt sich eine Übertragbarkeit der absoluten Datierung auch von außen her in die Mecklenburg. Schichten 19/18 gehören in das späte 10./frühe 11. Jahrhundert. Ab Schicht 9 macht sich zunehmend blaugraue Ware (jetzt: Harte Grauware, Gruppe b) bemerkbar. Hier sind wir sicher bald in der Mitte des 12. Jahrhunderts, während die Grenze zwischen den Schichten 2 und 1 mit dem historischen Datum 1256 verknüpft wird.

Die jungslawische Keramik (S. 91 ff.) beginnt deutlich mit den Schichten 19 und 18. Diese beinhalten gleichzeitig aber noch merkbare Mengen von Menkendorf, die erst in den Schichten 16 bis 12 sichtlich ausdünnen. Der Wechsel von 60% Menkendorf zu 88% Drehscheibenware im nächsten Schichtenpaket ist ganz signifikant. Die Drehscheibenware dominiert durchgehend, wenn auch etwas variabel, mit Vipperow (etwa 80%). Ihr folgt sichtlich schwächer Teterow mit etwa 15% und mit etwa 5% Bobzin. Das ist etwa das, was Kempke unter seiner Gruppe G (Gurtfurchenware) zusammenfaßt und was in Alt Lübeck 1949 die stratigraphisch trennbaren Gruppen AL 4 (Vipperow) mit etwa 72%, AL 5 (Teterow) und AL 8 mit etwa 20% und AL 6 (Bobzin) mit knapp 8% ausmachen. Diese Mengenverhältnisse sind in der Grabung 1947 – 50 (T. Kempke a. a. O. 9 [1984] 32, Tab. 1) ähnlich, weil dort etwa 68% AL 4 (Vipperow) den 36% AL 5 und AL 7 (Teterow) und allerdings nur 3,8% AL 6 (Bobzin) gegenüberstehen. Donat gibt hilfreiche Statistiken für das Verhältnis von Vipperow zu Teterow in den besser erforschten mecklenburgischen Fundplätzen, die solche Einsichten erweitern. Er meint, daß die theoretischen Reihen 5 und 6 von Vipperow (E. Schuldt, Die slawische Keramik in Mecklenburg. Schr. Ur-Frühgesch. 5 [1956] 48) einen späten Horizont von jungslawischer Keramik repräsentieren. Das ist aber nur die halbe Bestätigung. Man vergleiche die grabungsmethodischen Einwände von Schindler (Prähist. Zeitschr. 37, 1959, 193 Anm. 19). Nach Schuldt (a. a. O. 48) sind in „Reihe 5 ... späte Gefäßreste zusammengefaßt“, und „Zur Reihe 6 ... gehört eine kleine Anzahl von Gefäßen ... die schon ... Einflüsse der deutschen Keramik erkennen“ lassen. Das hieße nach der vor 30 Jahren gültigen Vorstellung, daß hier die Mitte und zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts gemeint ist und auch die jüngsten Formen der Vipperower Gruppe (5 und 6) „um 1200 nicht mehr bestanden haben“ (ebd. 49). Die Stratigraphie von Mecklenburg beweist aber, daß die Reihen 5 und 6 etwa 1150 deutlich (aber immer unter 20%) vorhanden waren und ab Schicht 11/10 50% erreichen und bis Schicht 2 so hoch bleiben. Diese Formen reichen demnach wesentlich weiter, als Schuldt annahm, nämlich bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, wenn das wegen der möglicherweise durch die Oberflächennähe verunsicherten Stratigraphie so sicher ist. Man wird den Angaben Donats zustimmen müssen, falls nicht die Nähe des Datums 1256 diese Chronologie bestimmt hat. Denn diese Spanne zwischen 1150 und 1256 ist in vielen anderen Befunden schon „frühdeutsch“ und nicht mehr spätslawisch.

In den Ergebnissen zur Chronologie (S. 97 ff.) führt der Autor zusätzlich sechs ¹⁴C-Daten an, deren Bewertung er ausführlich diskutiert und in das bisher aufgebaute Gerüst einbringt. Es geht dabei vor allem um die Datierung der Burg A, für die es keine Dendroproben gibt, die aber vier ¹⁴C-Proben bietet. Als Ergebnis wird ein großer Zeitabstand zwischen 640/645 und 845 (± 100) angeboten, der sich auf den Abstand zwischen den Schichten 36 und 26 verteilt (Burg A – C. Dendrochronologisch [ohne Waldkante] liegt Burg C auf 817, 837, 856 und 870 – 880). Burg A lag wahrscheinlich vor der Burg-B-Zeit beachtlich weit zurück (Ende von Burg A nicht vor etwa 680). Der Anfang der Burg B erfolgte sehr bald nach diesem Ende. Sie hat aber ganz offensichtlich dann eine sehr lange Lebenszeit,

wahrscheinlich bis an den Anfang des 9. Jahrhunderts. Wir wiesen schon auf die Synopse der Dendrodaten von slawischen Burganlagen durch J. Herrmann (a. a. O. 16, Abb. 2) hin. Dort ist das Datum 817 – 820 hervorgehoben; die Daten 853 – 870 sind aber nicht so betont. Letztere gelten dort lediglich als „Siedlungsbauten und Ergänzungsbauten“. Aber können nicht gerade diese von größerer historischer Relevanz gewesen sein als Ersterrichtungen oder Neubauten von Wehranlagen auf altbebautem Grund? Noch so exakte Dendrodaten verbürgen nicht in jedem Falle eine historische Bedeutung.

Die Mecklenburg liegt etwa im Zentrum einer Siedlungskammer von rund 150 km² Größe. Diese weist bis heute 21 slawische Siedlungsstellen auf, von denen nicht gesagt wird, ob sie die ganzen etwa 500 Jahre der Kontinuität der Burg Mecklenburg ebenso kontinuierlich bestanden haben oder nicht. Die Vorbürgsiedlungen der Mecklenburg, über sie informiert ein komprimierter, aber ausführlicher Katalog von S. Gustavs (S. 109 – 126), reichen vom 7. – 10. Jahrhundert. Vom 11. Jahrhundert an ist es zu einem Rückgang der als „bäuerlich“ interpretierten Siedlungen gekommen, was als „Ausdruck des Verfalls der slawischen Landwirtschaft und des Bevölkerungsrückganges im Gefolge der feudalen deutschen Ostexpansion zu werten“ sei (S. 103). Ob hier nicht an eine Ursache gedacht wird, die erst ein gutes Jahrhundert später viel größere Relevanz haben könnte? Könnten nicht auch innerslawische Politika die Ursache sein, von gravierenden wirtschaftlichen Umstrukturierungen abgesehen? Auch die Verlagerung der Zentralität des Obodritenreiches nach Alt Lübeck (und Bucu?) kann sich ausgewirkt haben. Denn in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erreichen die slawischen Aktivitäten z. B. gegen Stormarn und Holstein einen Höhepunkt.

Der archäologische Teil endet mit einer Würdigung der historischen Stellung der Mecklenburg. Das einmalige ist an ihr die Siedlungskonstanz als Wehrbau vom späten 7. bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Das dürfte bisher seine Entsprechungen wohl nur in der Oldenburg/Holstein und auf weiten Strecken auch in der Burg Berlin-Spandau gefunden haben. Zum anderen ist es die Beibehaltung des (einteiligen) Burgentyps durch die Jahrhunderte. Dieses ist am ehesten in Berlin-Spandau (mit Ausnahme der dortigen Burg 5 a) wiederzufinden. Für alle anderen, nach mehreren Hundert zählenden, slawischen Wehranlagen zwischen Limes Saxoniae und Oder müssen wir vorläufig in erster Linie eine zeitlich begrenzte, oft vielleicht nur wenige Jahrzehnte währende Benutzung, d. h. also auch eine nur einmalige Erbauung annehmen. Diejenigen Burgwälle, die länger besiedelt oder in zwei deutlich voneinander getrennten Perioden erbaut und erneut befestigt wurden, sind offenbar seltener. Oder wird dieses Bild in Zukunft durch die Dendrochronologie verändert werden? Ist nun diese in Oldenburg/Holstein, Mecklenburg und Berlin-Spandau feststellbare, im Rahmen archäologischer Meßbarkeit konstante Besiedlung ein wichtiges Kriterium, das bei der Bestimmung als „städtische“ Zentren hilfreich oder sogar ausschlaggebend sein könnte, oder ist das nur ein Kriterium der konstanten Landesherrschaft, in dessen nächstem Umfeld sich „städtische“ Komponenten zwangsläufig herausbilden, in dem die (im topographischen Sinne) vorstädtischen Siedlungen den Schutz der Burg genossen und deshalb der Sache nach gleichzeitig Vorformen einer „städtischen Siedlung“ darstellen? Angesichts der sehr geringen Zahl von slawischen Burgen, deren Abdeckungsfläche und Befundgunst mindestens in der Größenordnung der Mecklenburg liegt, wird man mit dem Urteil zurückhaltend sein. Wieviele solcher kontinuierlich befestigten und besiedelten Anlagen (7. – 12. Jahrhundert!) hat es überhaupt gegeben? Und gilt diese Art von archäologischer Kontinuität als ein Synonym für „Bedeutung durch die Jahrhunderte“? Die durch die Dendrochronologie erwiesene Diskontinuität Alt Lübecks mahnt zur Vorsicht. – Der Autor befaßt sich auch mit der Arbeitsleistung zur Errichtung der frühesten Burg A, die ja die mit der größten Nutzfläche ist. Er kommt, ausgehend von etwa 34000 m³ Material,

davon etwa 9000 m³ Holz, auf eine ständige Beschäftigung von etwa 500 Arbeitskräften bei einjähriger Bauzeit.

Schließlich nimmt er zu der in letzter Zeit von J. Herrmann, H. H. Andersen, K. W. Struwe, T. Kempke und anderen diskutierten Frage nach der Lokalisierung des 808/809 erwähnten Handelsplatzes Reric Stellung und verneint die Identifizierung der Mecklenburg mit diesem Platz. Er hat zwei Gründe. Der eine sollte die archäologische Kontrollierbarkeit sein. Er geht davon von der Annahme aus, daß der Platz Reric „Handels- und Produktions-einrichtungen“ besessen habe. Diese sind in der Vorbürgsiedlung nicht gefunden. „Weitreichender Gütertausch“ konnte auch in der Burg selbst nicht nachgewiesen werden. Zum anderen schreibt der Quellenkontext vor, Reric, „quod in oceani litore“, an der Küste oder in Küstennähe zu suchen. Es ist die Frage, ob die mehr als 20 m Niveauunterschied zwischen der Mecklenburg und der Ostsee und die Entfernung von etwa 10 km an einem nicht schiffbaren, aber in die Ostsee mündenden Fluß noch als topographische Gegebenheit in dem von den *Annales regni Francorum* verwendeten Terminus unterzubringen sind. Der Verfasser läßt das Argument, daß die Mecklenburg sicher nicht zu Schiff erreicht werden konnte (worin man ihm zustimmen muß), als ausreichend gelten, die Mecklenburg niemals mit dem Emporium Reric identifizieren zu können.

Außerordentlich aufschlußreich sind die Dendrodatierungen (S. 143 ff.; M. Jählig, im Synchronisationsverband mit Haithabu durch D. Eckstein), die auf der Basis von 12 Proben von Eichenholz eine 340jährige Mittelkurve (497–836) ergaben. Das ist der Bereich der Schichten 36–17 bzw. der Burgen B, C und F. Da niemals die Waldkante und nur zweimal die Kern-/Splintgrenze angetroffen wurde, ist eine Extrapolationstoleranz gegeben (20 ± 5 Jahre). So weist die Burg B eine mittlere Holzeinschlagzeit um 680 auf. Burg A muß also noch älter sein. Burg C liegt zwischen etwa 817 und etwa 870. Es lassen sich die beiden Proben der Schicht 30 (zwischen ungefähr um 817–820) von den 5 Proben der Schicht 25 (zwischen ungefähr 835 und 870) trennen („Fällungsjahr um oder nach 856“). „Damit wären die jüngsten dendrochronologisch untersuchten Holzproben in die Mitte der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu datieren“ (S. 145). Die Schicht 25 wird in ihrer absoluten Schlußdatierung und der guten Verbindungsmöglichkeit zur Keramikstratigraphie („in Schicht 25 tritt nur noch vereinzelt unverzierte Keramik, vor allem aber Keramik des Menkendorfer Typs der älteren Variante, einzelne Scherben des Feldberger Typs und Keramik mit Stempelverzierung auf“ [S. 145]) zu einem Schlüssel für relative und absolute Chronologie. Das aber bedeutet, daß die unverzierte Keramik bereits in der im 7. Jahrhundert liegenden Burgphase A vorhanden gewesen sein muß. Unter diesem Gesichtspunkt ist eine Diskrepanz zur Fundschicht mit unverzierter Ware des Sukower Typs in Bosau festzustellen, die – ebenfalls dendrochronologisch datiert – in das frühe 8. bis in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts gehört (S. 146).

Paläoethnobotanische Untersuchungen durch E. Lange (S. 147 ff.) betreffen die Rekonstruktion des Biotops seit der römischen Kaiserzeit durch die Pollenanalyse und die Probenanalysen von Getreideresten sowie von 5 Proben (Großreste; Schichten 35 a, 32, 30, 29 und 25) aus der Grabung, also aus der Zeit vom späten 7. bis ans Ende des 9. Jahrhunderts. Sie alle weisen ohne auffällige Ausnahmen auf die in unmittelbarer Nähe herrschenden ökologischen Bedingungen hin. Die haustierzoologischen Ergebnisse stellt H. H. Müller (S. 161 ff.) für die Schichten 36–10, also für die Burgen A–G vor. Darüberliegendes Material gilt als teilweise durch viel jüngeres verunreinigt. 96,1% der Knochen sind von Haustieren, die sich in der Masse auf Schwein (58,8%), Rind (21%), Schaf/Ziege (20,2%) verteilen. Nur knapp 4% stammen von Wildtieren. Diese Werte schwanken zudem innerhalb der Siedlungsperioden. Den geringen Fischresten widmet N. Benecke (S. 183 ff.) ein aufschlußreiches Kapitel, das schon angesichts der Seltenheit solcher Untersuchungen des-

halb bemerkenswert bleibt, weil wir nicht wissen, wie groß der tatsächliche Anteil der Fische an der Gesamtnahrung in dieser Zeit gewesen ist.

Diese von Glück begleiteten Ausgrabungen haben für die slawische und die frühe deutsche Geschichte des westlichen Ostseeraumes Ergebnisse geliefert, die für lange Zeit eine breite Grundlage bieten werden. Man kann den Ausgräbern dazu nur mit Respekt gratulieren.

Hamburg

Wolfgang Hübener

Karl W. Butzer, *Archaeology as human ecology. Method and theory for a contextual approach.* Cambridge University Press, Cambridge 1982. 364 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen.

Der Autor ist Professor für Umweltarchäologie (environmental) an der Universität Chicago und seit über zwei Jahrzehnten auf diesem Gebiet vielfältig ausgewiesen. Er hat bei zahlreichen Grabungen in mehreren Kontinenten mitgearbeitet und immer wieder betont, daß menschliches Handeln in einen größeren naturräumlichen Zusammenhang eingebettet ist. Dieses Buch stellt die Summe der bisherigen einschlägigen Forschungsentwicklung dar, Handbuch und Lehrbuch und Bericht zum Stand der Forschung zugleich. Letzterer gibt Anlaß zu kritischen Forderungen und verweist auf Lücken und Versäumnisse. Die Zusammenarbeit mit den „angewandten Umweltwissenschaften“ (vor allem Geologie, Zoologie und Botanik) läßt zu wünschen übrig: Die „Society for American Archaeology“ hat 5 000 Mitglieder, die neugegründete Society for Archaeological Sciences hat 500; beide Gruppen überschneiden sich kaum. Letzteres gibt es auch hierzulande, und vielleicht ist das strukturell bedingt und richtig so: Der wahre Treffpunkt für alle Archäologen ist das einzelne Projekt.

Ziel der gemeinsamen Bemühung sollte nach Butzer – man ist versucht zu sagen: wieder einmal – eine neue Archäologie sein, die „Contextual Archaeology“ (S. 3 ff.; 211 ff.). Der Begriff kennzeichnet dennoch ein sinnvolles und notwendiges Forschungsanliegen. Man sollte die archäologischen Quellen als Teile eines menschlichen Ökosystems betrachten, innerhalb dessen ehemals Gruppen in räumlicher, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht mit der natürlichen Umwelt in Beziehung standen und verknüpft waren. Es geht also um die Wechselbeziehung zwischen Natur und Kultur. Diese spielt sich auf verschiedenen Ebenen ab, von der Einzelperson über die Siedlung bis zur Siedlungslandschaft. Im deutschen Sprachgebrauch würden die Aufgaben der „Contextual Archaeology“ wohl durch eine weit definierte „(Be-)Siedlungsarchäologie“ behandelt werden.

Indem man das Anliegen auf diesen Begriff bringt, werden die beherzigenswerten Forderungen des Verf. deutlicher. Ein eigenes Kapitel (S. 14 ff.) führt in die Begriffswelt der biologischen Ökologie ein und zeigt außerdem, daß zur Beschreibung des Verhältnisses zwischen Umwelt und menschlichem Siedlungssystem die Systemtheorie nützlich ist. Beides hat bisher kaum Eingang in die archäologische Forschung gefunden und sollte trotzdem nicht von vornherein als „Biologismus“ abgetan werden. So ist es für den Siedlungsarchäologen durchaus wichtig, die „Tragfähigkeit“ einer Landschaft abzuschätzen, und zwar quantitativ, um daraus beispielsweise auf die Siedlungsdichte schließen zu können. Grundlegend hierfür ist die Form der „Umwelt-Bewirtschaftung“ und ihr Ausmaß, was im Prinzip sicher niemand bestreitet und was für die einzelne Siedlung ja auch öfters rekonstruiert wird. Man scheut sich jedoch vielfach vor einer rechnerischen Bilanzierung ganzer Landschaften, wie es die Biologie tut, weil die Quellen zu bruchstückhaft seien.